

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 9

Artikel: Pestalozzi am Reissbrett : der Einbruch des mechanistischen Denkens in die Pädagogik
Autor: Müller-Guggenbühl, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074111>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

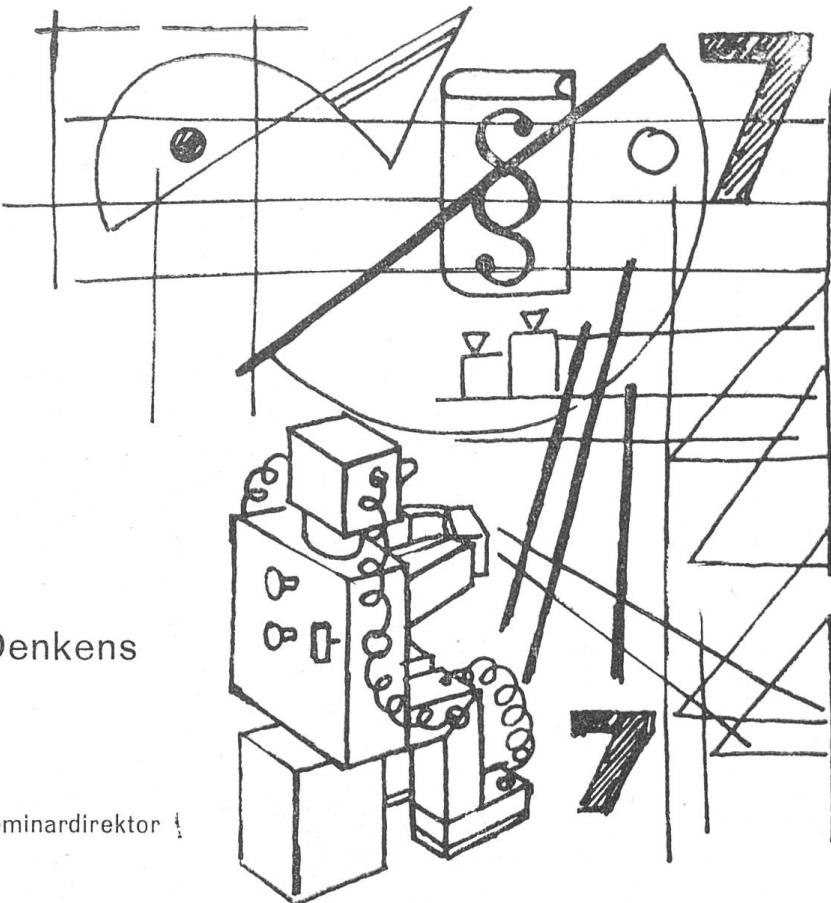
Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pestalozzi am Reissbrett

Der Einbruch
des mechanistischen Denkens
in die Pädagogik

Von Dr. Fritz Müller-Guggenbühl, Seminardirektor



Eine internationale kinderpsychologische Arbeitstagung in Paris, an der ich kürzlich teilnehmen konnte, befaßte sich einen Vormittag lang mit den Verbesserungsmöglichkeiten der Personalblätter der Schüler. Zur Diskussion stand die Frage, auf welche Weise dieses Aktenstück, das den Schüler die Schuljahre hinauf begleitet und von Lehrer zu Lehrer weitergegeben wird, vervollständigt werden könnte. Alle möglichen Vorschläge wurden laut: Man hörte beispielsweise, daß in Rumänien der Lehrer verpflichtet ist, vor dem Schuleintritt eines Kindes dessen Elternhaus zu besuchen und seine Eindrücke auf dem Personalblatt festzuhalten. In den angelsächsischen Ländern findet man selbstverständlich den testmäßig erfaßten Intelligenzkoeffizienten vermerkt, und anderswo trägt man das Soziogramm des Schülers – das ist ein Schema seiner sozialen Stellung in der Klasse – auf den Blättern ein.

Jeder neue Vorschlag wurde von der großen Mehrheit der Versammlung – und zwar fast ebenso sehr von den westlichen wie von den östlichen Teilnehmern – mit begeisterter Zustimmung aufgenommen. Als sich schließlich eine verschwindende Minderheit zum Wort meldete und darlegte, wie gefährlich und im

Grunde genommen unerwünscht ein solches Aktenstück sei, weil es den Schüler ein für allemal etikettiere und ihm verunmöglichte, als unbeschriebenes Blatt in eine neue Klasse und zu einem neuen Lehrer aufzurücken, war es, als ob man einer Schar von Blinden die Farben eines Gemäldes erklären wollte. Der Sinn dafür, daß äußerliche organisatorische Perfektion pädagogisch unerwünscht sein kann, ging neun Zehnteln aller Delegierten, – die durchwegs hohe Stellen im Schulwesen ihrer Länder bekleiden – völlig ab.

Das kleine Beispiel steht nicht allein. Es ist vielmehr typisch für die gegenwärtige Betrachtungsweise der pädagogischen Probleme auf internationaler Ebene. Leicht läßt es sich um ähnliche Beobachtungen vermehren:

In einer französischen Provinzstadt stellte sich kürzlich die Frage, ob es pädagogisch und medizinisch ratsam sei, die brillenträgenden Schüler dazu anzuhalten, während der Pause die Brille wegzulegen. Was machte der Schulleiter? Zunächst eine internationale Umfrage «Das Brillentragen während der Pause» und dann natürlich eine Statistik, in der Absicht, die Meinung der Mehrzahl für sein Institut als maßgeblich zu betrachten.

Einer der führenden schweizerischen Kinderpsychologen, Jean Piaget, sprach kürzlich in Lyon vor Kollegen über das kindliche Erleben der Dimensionen der Tiefe. Er legte dar, wie das Kind verschiedener Altersstufen diese Dimensionen erlebt. In der nachfolgenden Diskussion wollte ein Zuhörer wissen, ob die untersuchten Kinder in Hochhäusern oder in Bungalows gewohnt hätten. Und als Piaget ihm antwortete, das wisse er nicht, stellte der Interpellant den Wert der Untersuchung in Frage. Der die Frage stellte, war ein Schüler des Marxisten Henri Wallon. Das ist kein Zufall. Der Marxist will nicht gelten lassen, daß das Milieu, in dem das Kind aufwächst, in einer bestimmten Untersuchung außer acht gelassen werden kann.

Die drei Beispiele illustrieren drei Gefahren, welche der Schule – und dem Zusammenleben der Menschen überhaupt – heute drohen. Es sind: die Freiheitsbeschränkungen durch Überorganisation, das Überborden des zahlenmäßigen Denkens und der pädagogische Determinismus. Selbstverständlich gehen die drei Tendenzen ineinander über.

lichen und schulmeisterlichen Dirigismus zu werden. Diese Entwicklung ist gefährlich, denn auf dem Gebiet der Erziehung bedeutet der Einbruch des Dirigismus und der Rationalisierungs-Ideen nicht nur Verarmung, sondern Verfälschung:

Es besteht kein Zweifel, daß es vernünftig ist, dem Automobil, das auf dem Fließband der Reparaturwerkstätte von Arbeiter zu Arbeiter rollt, eine Arbeitsbeschreibung auf die Windschutzscheibe zu heften. Doch der Rückschluß von der Technik auf die Pädagogik, vom Fabrikationsbeschrieb auf das Schüler-Personalblatt, ist falsch. Erziehung läßt sich nicht rationalisieren und die Schulung nur wenig. Erziehung und Schulung sind eben weit mehr als zwei Sonderfälle der Psychotechnik.

Wenn die Produktion einer Schuhfabrik der Nachfrage nicht mehr zu genügen vermag, kann man ohne weiteres eine parallele Maschinen-Serie in Betrieb nehmen, ohne daß das Endprodukt leidet. Auf dem Gebiete der Schule und der Erziehung aber bedeutet Vergrößerung Veränderung. Der Einfluß des Lehrers oder Institut-Leiters verdünnt sich mit der anwachsenden Zahl von Schülern.

Technisches Denken ist gleichmachend. Was das Herz des Technikers hüpfen macht, sind rechte Winkel, schnurgerade Straßen und ge normte Schraubenmuttern. Das pädagogische Denken hingegen ist auf Individuen ausgerichtet. In der Erziehung gilt nicht: Jedem das Gleiche, hier gilt: Jedem das Seine.

Unheimlich und gefährlich ist die Tendenz

Fliessband-Pädagogik

Das erste Beispiel, die Perfektion des Personalblattes, zeigt, daß dem Schüler unserer Zeit die Gefahr droht, Opfer eines schulbehörd-

Schweizerische Anekdote

Einer meiner ehemaligen Schulkameraden arbeitet als uniformierter Postbeamter in einer Schweizerstadt. Wie gewohnt hatte er kürzlich wieder bis morgens drei Uhr Dienst. Auf dem nächsten Weg begab er sich heim.

Plötzlich wurde er von einem Polizisten angesprochen, der ihn aufforderte, sich auszuweisen.



«Zeigen Sie mir bitte zuerst Ihren Ausweis», meinte der Pöstler zum Hüter der Ordnung, da ihm dieser nicht besonders gefiel.

Gewichtig sagte darauf der Polizist:

«Meine Uniform genügt als Ausweis!»

«Die meine auch», replizierte mein Bekannter. Sprach's und ging unbeküllt weiter.

w. a. k.

zum Dirigismus auch deshalb, weil sie sich – der Salamitaktik einer gewissen Politik ähnlich – nicht in jähem Umbruch oder revolutionärem Neubeginn äußert, sondern ihr Terrain in winzigen Schrittchen erobert: Man beginnt mit einem perfektionierten Personalblatt und endet – siehe Ostdeutschland – mit der Zuweisung in einen bestimmten Beruf. Man beginnt mit dem Impfzwang für Schüler, geht über die Unfruchtbarmachung der Sexualverbrecher zur Sterilisation der «gesellschaftlich Wertlosen». Man beginnt mit der Ritzung des Arztgeheimnisses und endet mit einer behördlich dirigierten obligatorischen Verarztung des Volkes.

Die utopischen Romane der letzten Jahrzehnte gaukeln uns die Welt der Zukunft nicht als Schlaraffenland vor. Sie beschwören im Gegenteil das dunkle Angsttraumbild einer entpersönlichten Welt von Automaten, eines gigantischen Ameisenstaates. Man braucht aber nicht utopische Romane zu lesen, um zu erfahren, was uns droht. Die Wissenschaft sagt für die nächste Jahrhundertwende die völlige Mechanisierung des großstädtischen Verkehrs voraus. Um zu seinem Büro zu gelangen, wird sich der New Yorker des Jahres 2000 durch ein weitverzweigtes System von Wagen, Rolltreppen, Fließband-Fahrstreifen und Aufzügen durchschleusen lassen, ähnlich wie die Bierflaschen durch die Abfüllmaschinen einer vollautomatisierten Brauerei.

Mindestens auf dem Gebiet der Erziehung muß man sich, so lange man kann, wehren gegen diese Verroboterung unseres Lebens.

Paragraphenbuch-Pädagogik

Als Pestalozzi im Jahre 1799 in Stans vor die Aufgabe gestellt wurde, die ausgehungerten, von Krankheit geplagten und zum Teil auch etwas verkommenen Waisenkinder Nidwaldens in seiner Anstalt zu betreuen, sagte er ihnen: «*Wo immer viel Kinder sind, da bringt die tägliche Verwirrung und Not, die aus jeder Unordnung entsteht, auch bald die schwächste und schlechteste Mutter dahin, daß sie... Ordnung und Rechttun unter ihnen erzwingen muß.*» Das ist der Sinn der Organisation. Wo Menschen zusammen leben, muß der einzelne Einschränkungen in Kauf nehmen. Wo Menschen zusammen arbeiten oder Einrichtungen

gemeinsam zu benützen haben, kommen wir ohne Organisationsreglement nicht aus.

Aber: Organisation wuchert. Es liegt in ihrem Wesen, daß die organisatorischen Vorschriften sich – Parkinsons Law! – wie durch Spaltung fortpflanzen und stets neue Vorschriften erzeugen. Unser organisationsfreudiger Handfertigkeitslehrer am Seminar hatte die Wände unseres Hobelraumes dermaßen mit organisatorischen Vorschriften tapeziert, daß wir es eines Tages für nötig fanden, den Anschlag beizufügen: «Es ist verboten, die Anschläge nicht zu lesen.»

Es gibt in unserem Land Schulen, in denen das Reglement zur Benutzung des Projektionsapparates 43 Paragraphen umfaßt, und Schulen, die den Schülern die Erlaubnis, sich wegen schlechten Wetters während der Pause in den Gängen aufzuhalten, mittels eines sinnreich konstruierten Wechselplakates, das der Hausvorstand mit einer Art SBB-Wagenschlüssel betätig, erteilen.

Der organisatorischen Phantasie sind keine Grenzen gesetzt: Jeder begabte Feldweibel ist imstande, das Aufhängen von drei Landkarten im Theoriezimmer in einem abendfüllenden Unteroffiziersrapport bis ins kleinste Detail durchzuorganisieren. Wie die Kugel auf der schiefen Ebene nach unten rollt, rollt alle Organisation auf den Perfektionismus zu.

Organisation, die wuchert, wird Selbstzweck. Die Gefahren, die sich auf der pädagogischen Ebene daraus ergeben, sind offensichtlich. Das Beste, was die Erziehung den Heranwachsenden mitgeben kann, beruht auf Ansteckung. Ansteckung setzt Begegnung, setzt persönlichen Kontakt voraus. Wo anstelle des Menschen das Organisationsreglement tritt, baut der pädagogische Einfluß sich ab. Je größer aber in einer Erziehungs-Gemeinschaft die Sammlung von Reglementen wird, desto unpersönlicher wird die Atmosphäre und desto schwächer wird der Appell an das Verantwortungsgefühl des Einzelnen.

Organisation wuchert nicht nur, sie blendet. Während des schon erwähnten Pariser Kongresses, der einem erlaubte, den pädagogischen Pulsschlag der Welt zu spüren, besuchten wir die vorbildlich eingerichteten Schul-Restaurants der Vorortsgemeinde Montgeront. Die Schüler müssen dort vor dem Essen, wie es sich gehört, die Hände waschen. Sie treten dazu an sechseckigen Waschtrögen an. Die flüssige Seife, welche sich in Behältern über

den sechs Seiten des Troges befindet, weist sechs verschiedene Farben auf, denen die sechs Farben der Handtücher im Raume daneben und der Tapeten der einzelnen Eßzimmer entsprechen. Wer im grünen Zimmer isst, wäscht

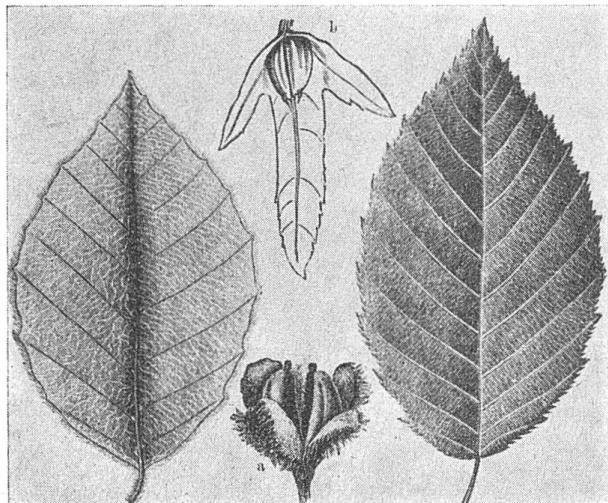
seine Hände mit grüner Seife und trocknet sie am grünen Handtuch ab, usw.

So etwas beeindruckt. «Donnerwetter», denkt man, «wie durchdacht: gliedert die Masse, vermindert Gedränge.» Aber dann

Kennen wir unsere Bäume?

Von Paul Guggenbühl

Die Hagebuche



Links: Rotbuchenblatt. Rechts: Hagebuchenblatt.
Mitte: a Rotbuchenfrucht, b Hagebuchenfrucht.

Die Hagebuche und die Rotbuche gleichen sich wie zwei Geschwister in Gestalt und Gebärde, obwohl sie nicht verwandt sind. Bei näherem Zusehen aber lassen sie sich eindeutig unterscheiden. Die Rotbuche, bei uns allgemein «Buche» genannt, ist ein mächtiger Baum in unserem Wald und wird bis 35 Meter hoch. Die Hagebuche steht ihr bescheiden zur Seite. Sie gehört zu den mittelgroßen Bäumen und wird oft als Gartenhecke gepflanzt.

Charakteristisch für die Rotbuche ist das glänzende, ganzrandige Blatt mit seinen feinen Wimpern, während dasjenige der Hagebuche matt erscheint und eine grobe und innerhalb dieser eine feine Zähnung aufweist. Am sichersten jedoch lassen sich die beiden

Bäume an den Früchten erkennen: die dreieckigen braunen Nüßchen in stachliger Schale gehören zur Rotbuche, während die eigenartig gelappten, zu Trauben vereinigten Flügelfrüchte von der Hagebuche fallen.

Die Rinde der Hagebuche ist graugrün mit weißen Flecken und wird bei alten Bäumen fein-längsrissig, immer aber bleibt sie dünn und wird nie borkig. Über den Stamm ziehen sich meist senkrecht verlaufende Buchten oder Wülste, und die Krone steht ganz regelmäßig fein verästelt und dicht voll Laub.

Die an den Zweig gedrückten länglichen Knospen der Hagebuchen-Blätter, die sich bereits im Herbst gebildet haben, brechen schon vor der Blütezeit auf, und im April oder Mai folgen dann den eiförmigen Blättern, etwa vom zwanzigsten Lebensjahr an, die zwei Arten von Blüten oft am gleichen Zweig: die bleichgrünen, walzenförmigen Kätzchen oder männlichen Staubblüten und die gestaffelten Glöckchen der weiblichen Fruchtblüten, in denen die Frucht zu einem wohl schmeckenden Nüßchen reift.

Die Hagebuche ist sehr fruchtbar. Sie kann mehrere Jahre hintereinander viele Samen erzeugen, was durchaus nicht für alle Bäume gilt. Die Früchte reifen im Oktober. Mit einsetzendem Laubfall lösen sie sich vom Zweig und werden vom Wind weit herum verstreut. Die Samen keimen allerdings erst im Frühjahr.

Die Hagebuche ist ungleich verbreitet. Am besten gedeiht sie im Mittelland auf frischem lehmigen Boden und im Halbschatten der höhern Arten. Sie wird nur achtzig bis hundert Jahre alt.

Sie hat viele Namen, unsere Hagebuche: sie heißt nämlich auch «Hainbuche», «Weißbuche» und «Hornbaum». Jede dieser Bezeichnungen charakterisiert von einer andern Seite her sehr zutreffend eine besondere Eigenschaft des Baumes oder seines Holzes. «Bei Hagebuche» sieht man die abschrankende Hecke, den «Hag» vor sich, denn der junge Baum lässt sich vorzüglich zur Form schneiden. «Hainbuche» hat nicht etwa mit einem heiligen Hain zu tun, sondern besagt, daß sich diese Baumart als gehegter oder begrenzter Waid eignet. Schließlich weisen «Weißbuche» und «Hornbaum» auf die Beschaffenheit des Holzes hin, das schön weiß und hornhart ist. – Und deshalb bezeichnet man einen, der sich grobklötzig benimmt, auch als «hanebüchenen» Gesellen!

Das Holz der Hagebuche eignet sich vorzüglich für die Wagnerei und zur Herstellung von Holzwerkzeugen wie Hobelkästen, Holzhämmer und dergleichen. Auch als Brennholz ist es sehr geschätzt und wärmt außergewöhnlich gut bei heller Flamme – als Welle im Kachelofen und als Scheit im Cheminée.

stellt sich plötzlich die Vorstellung eines Bienenhauses mit verschiedenfarbig bemalten Einflug-Klappen ein, oder die Vorstellung einer Apfelsortiermaschine, da jede Größensorse schließlich durchs richtige Sieb fällt. Leider scheint es aber je länger je mehr Leute zu geben, bei denen sich diese Vorstellungen nicht einstellen oder die sich von ihnen nicht beruhigen lassen.

Organisation wirkt straff und schneidig; das Unorganisierte hingegen beeindruckt, auch wenn es die selben Resultate zeitigt, weniger.

Das Seminar Thun verfügt über eine Küche und ein Esszimmer, wo die Seminaristinnen, welche über Mittag nicht nach Hause gehen, sich eine warme Mahlzeit bereiten können. Die Sache klappt: ein paar Einzelgängerinnen und ein paar Grüpplein, zwei Dutzend Mädchen vielleicht insgesamt, kochen dort, essen und waschen ab. Küche und Esszimmer erfüllen ihren Zweck, aber – das ganze sieht nach nichts aus. Wie viel nachhaltiger würde auf einen ausländischen Besucher zum Beispiel eine Hyper-Organisation wirken, die in straffer Arbeitsteilung die 24 Mittagessen rational und fließbandmäßig auf den Tisch brächte.

Gibt es Konsequenzen? Wohl keine andren, als daß man sich innerlich gegen die Überschätzung des organisatorischen Perfektionismus wappnet, daß man sich vom Straffen nicht blenden läßt und daß man die Dinge – die Schulen, die Jugendriegen, die Gymnasien, die Pfadfinderabteilungen und die Studentenheime – nicht zu groß werden läßt.

Wichtiger als die Organisation ist der Mensch. Wo eine Schule (oder ein Verein oder eine kirchliche Jugendgruppe) gut ist, hat es nie «etwas», sondern es hat «jemanden».

Der Jemand braucht keiner jener Super-Schmeißer zu sein, welche der modernsten aller Formen des Aberglaubens, dem Aberglauben in die Organisation huldigen. Deutlich zeichnet es sich im Ausland (und ein klein wenig auch schon bei uns) ab, daß führende Schulumänner ihre Lorbeer weniger als Pädagogen denn als Manager erworben haben. Die allgemeine Hochschätzung des Durchorganisierten, des Schneidigen, Militärisch-Straffen ruft natürlich diesen Typ von Schulmann auf den Plan. Die vielleicht etwas schrulligen, vielleicht etwas umständlichen Originale unter den Rektoren sterben aus. Sie werden ersetzt durch den Typus des frisch-fröhlichen Schulmanagers. Das ist schade.

Fragebogen-Pädagogik

Auch das eingangs erwähnte zweite Beispiel, die Umfrage über das Brillentragen in der Pause, illustriert den Einbruch des technischen, in diesem Fall des zahlenmäßigen Denkens in den Bereich der Erziehung. Nur wer dieser Frage nachgegangen ist, kann ermessen, welch immense Rolle die Statistik in der modernen psychologischen und pädagogischen Forschung spielt. Wer lange genug sucht, findet eine amerikanische Statistik über das Treppesteigen einer Zwillinge und eine englische Statistik über die Beziehungen zwischen Gewichts-Zunahme und Besuch des freiwilligen Kindergartens bei Vierjährigen.

Das weite Feld der pädagogischen Forschung wird je länger je mehr durch ein Riesen-Archiv ersetzt. «Dokumentation» heißt das moderne Zauberwort. Daran sind die dikken Statistikbände der UNESCO nicht ganz unschuldig. Sie sind papierene Gräber, Paris, Genf und New York sind die Haupt-Friedhöfe. Der in der Pädagogik des 18. Jahrhunderts einst so hochgepriesene Selbstdenker wandelt sich langsam aber sicher zur zahlen-sammelnden Arbeitsbiene. Schiller sagte in bezug auf Kant: «Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun.» Das gegenwärtige Bild der pädagogischen Betriebsamkeit erweckt einen gegenteiligen Eindruck: Emsig eilen die Kärrner hin und her. Aber von eines Königs Bauplan ist wenig zu spüren.

Die Beliebtheit der statistischen Methode hat viele Gründe: Zunächst einmal ist Zählen bequemer als Denken. Vor allem aber kommt eine statistische Untersuchung dem Bedürfnis nach klaren und belegbaren Resultaten entgegen. Sie gibt die Möglichkeit, die Lösung eines psychologischen oder pädagogischen Problems auf vier Kommastellen genau anzugeben. Leicht vergißt man dabei, daß es sich nur um Pseudo-Exaktheit handelt. Der mit Statistik arbeitende Pädagoge gleicht in der Regel dem Rechner, welcher den Inhalt eines Kreises, dessen Durchmesser er auf 15 cm schätzt, mit Hilfe eines Pi-Wertes errechnet, welcher acht Stellen nach dem Komma aufweist.

Den auf Grund der Statistik gewonnenen pädagogischen Einsichten wohnt aber eine noch entscheidendere Gefahr inne, die Gefahr der normativen Verdrehung. Die festgestellten Gegebenheiten werden zu erzieherischen Nor-

men: Tout le monde aime cracher, allons donc! crachons!

Das statistische Denken stellt – möglichst wertfrei – das Seiende fest. Das pädagogische Denken aber ist am Sein-Sollenden orientiert, am Erziehungsziel. Es ist sinnlos, über den geeignetsten Weg zu diskutieren, wenn man nicht weiß, wohin man gehen will. Zur Zielsetzung aber, zur Frage nach dem Menschenbild, welches wir unseren Erziehungs- und Bildungsbestrebungen zugrunde legen wollen, können statistische Untersuchungen nichts Entscheidendes beitragen. Eine Pädagogik, welche zur bloßen Statistik absinkt, ist einer Segelschule zu vergleichen, die sich damit begnügt, Windmessungen vorzunehmen, statt ihren Schülern beizubringen, wie man im einzelnen Fall die Segel setzt.

Es besteht gegenwärtig die Gefahr, daß man vor lauter Bemühungen um die Perfektion der Wege, wozu die statistische Methode häufig etwas beitragen kann, das Ziel aus dem Auge verliert.

Pädagogik als soziologischer Denksport

Auch mein drittes Beispiel, der Einwand, daß ohne Berücksichtigung der Umgebung eines Kindes eine kinderpsychologische Untersuchung wertlos sei, gehört in diesen Zusammenhang. Die moderne Pädagogik, nicht nur die sowjetrussische, sondern auch die amerikanische und die französische, hat die Tendenz, die soziologische Fragestellung in den Vordergrund zu rücken. Auch dadurch wird Pädagogik zur Beschreibung des Vorhandenen, zur leidenschaftslosen, möglichst unpersönlichen Deskription.

Hier, so scheint mir, gilt es zu erkennen, daß die Ansicht, der Mensch sei in erster Linie ein Produkt seiner Umwelt, eines der trojanischen Pferde ist, mit dessen Hilfe kommunistisches Denken in unsere Gemarkungen eindringt.

Ein weiteres Beispiel, aus einer andern internationalen pädagogischen Arbeitstagung, soll das verdeutlichen. In Amsterdam wurden vor zwei Jahren die Teilnehmer eines Lehrerbildungs-Kongresses in Diskussionsgruppen aufgeteilt, denen eng umrissene Aufgaben zur Diskussion und nachheriger Berichterstattung

vorgelegt wurden. Die Gruppe, der ich zugeordnet wurde, umfaßte neben uns Schweizern, Erzieher aus Italien, Portugal, Frankreich, England, Rumänien und Polen. Die wörtliche Übersetzung der uns zugewiesenen Aufgabe lautet: «*Louise steht vor dem Eintritt in die Primarschule. Ihre Eltern bewirtschaften einen kleinen abgelegenen Bauernhof. Sie ist das vierte von sechs Kindern; sie ist nicht in den Kindergarten gegangen. Die Entfernung des elterlichen Hofes vom nächsten Haus beträgt etwa zwei Kilometer. Fragen: 1. Was passiert am Vorabend des Schuleintritts? 2. Was erzählt das Kind nach dem ersten Schultag seinen Eltern? 3. Was denkt der Lehrer?*»

Natürlich ist weder die zu Beginn meines Aufsatzes erwähnte Kritik an der Untersuchung Piagets einfach falsch, noch ist die Aufgabestellung dieser Gruppendiskussion völlig unvernünftig. Tatsächlich erlebt das Kind, das im obersten Stockwerk eines Wolkenkratzers wohnt, die Dimension der Tiefe anders als ein im Parterre hausendes. Und tatsächlich beeinflußt die Abgeschiedenheit des elterlichen Bauernhofes oder die Situation des Kindes in der Geschwisterreihe sein Schulverhalten. Falsch und gefährlich aber ist die Suggestion, die mit Einwand und Fragestellung verbunden ist, die Suggestion nämlich, daß das Verhalten eines Menschen durch das Milieu grundlegend und endgültig determiniert werde. Das ist kommunistischer Aberglaube, eine Irrlehre, der man aber leider nicht nur im Osten begegnet, sondern die sich im pädagogischen Denken weiter Kreise ausbreitet.

Der Beitrag der Schweizer zur Lösung der Amsterdamer Fragen war deshalb ziemlich kurz. Er lautete: «Man kann es nicht wissen.» – Natürlich hatten auch wir gespürt, welche Antworten von uns erwartet wurden. Aber wir wehrten uns dagegen, das Frage- und Antwortspiel mitzuspielen; wir nahmen die Rolle des Spielverderbers auf uns, um das pädagogische Credo eines liberalen Staates zu demonstrieren: Der Mensch ist weder ein Produkt seiner Erb-Anlagen, noch ist er das Produkt seiner Umgebung. Richtiger als das materialistische Schlagwort: «Der Mensch ist, was er ißt» erfaßt der Barock-Dichter das Wesen des Menschen, wenn er sagt: «Mensch, was Du liebst, in das wirst Du verwandelt werden, Gott wirst Du, liebst Du Gott, und Erde, liebst Du Erden.»

So wie ein wesentlicher Teil der Erbanlagen

Bereitschaften sind, die entfaltet oder nicht entfaltet werden können, so ist auch das Milieu nicht eine feststehende unbeeinflußbare Kraft. Das eine Milieu kann auf zwei verschiedene Menschen verschiedenartig wirken; der eine läßt sich in dieser Weise anregen, der andere in jener. Zwar hat das Milieu prägenden Einfluß. Doch der Mensch ist frei, sich zur Wehr zu setzen; er kann auswählen, kann ablehnen und annehmen. Der Mensch ist dem Einfluß des Milieus gegenüber nicht einem Eisblock vergleichbar, der sich nicht gegen die Wärme wehren kann. Er ist für die Gestaltung seines Lebens – und damit für die Auswirkungen der Milieu-Kräfte – verantwortlich. Darin besteht seine Freiheit und darin liegt seine Würde.

«Hütet Euch am Morgarten!»

Die aufgezeigten Tendenzen laufen alle darauf hinaus, gleichsam die Jünger Pestalozzis an das Reißbrett einer Technischen Zentrale zu verbannen, wo Daten zu Faktoren, Kurven, Richtmaßen und Durchschnittswerten verarbeitet werden und der einzelne Mensch nicht mehr als besondere Person, sondern nur noch als Teil eines Kollektivs erscheint.

Die schweizerische Befreiungstradition erzählt die Geschichte vom alten Hünenberg, der den Eidgenossen einen Pfeil mit der Warnung «Hütet Euch am Morgarten!» ins Lager hinzugeschossen. Immer wieder haben Feinde versucht, dort in ein Land einzubrechen, wo man sie nicht erwartete und wo man nicht wachsam war. Diese Gefahr droht auch heute.

Gegenwärtig ist das mechanistisch-gleichmachende Denken daran, Breschen zu schlagen in die Abwehrfront unserer auf die Freiheit des Einzelnen bauenden Haltung. Der Dirigismus errichtet Brückenköpfe. Bei uns Schweizern, die wir im Bereich des Politischen sehr wachsam sind, versucht er es unter anderem auf dem Gebiet der Erziehungstheorie. Die Abwehr ist deshalb nicht leicht, weil der Dirigismus eine Folge des zivilisatorischen «Fortschritts» ist. Und dieser Fortschritt

scheint einem riesigen Schwungrad zu gleichen, das sich, einmal in Bewegung gesetzt, fast von selbst weiterdreht. In den Momenten des Verzagens kommt man sich daher, wenn man gegen die immer weitergehende Verroboterung protestiert, wie ein Nachtwächter vor, der sich gegen den Morgen wehrt.

Geschichte ist aber niemals nur Schwungrad gewesen, sondern stets auch Pendel. Wer sich heute auflehnt gegen die fortschreitende Mechanisierung, gegen den vertechnisierten pädagogischen Großbetrieb, ist darum nicht ein ewig Gestriger, ist nicht einem Manne vergleichbar, der ewig einem fahrenden Tram nachrennt und nie aufzuspringen vermag. Er ist viel eher der Moderne, der spürt: Der Mensch darf sich die Sphäre des Privaten, des Persönlichen, des Unvollkommenen auch und des Skurrilen nicht rauben lassen.

Der Kampf gegen die Versklavung im organisatorisch durchrationalisierten Großbetrieb (sei es der Staat, die Schule, der Verkehr oder der Arbeitsplatz) ist ein Freiheitskampf.

Zu den gräßlichsten und unvergesslichsten Erlebnissen meiner Kindheit gehören jene paar Minuten, da ich als Elfjähriger beim Schwimmen im Bodensee in einen jener Streifen von Schlingpflanzen geriet, welche wir als «Eglicheruut-Fälde» bezeichneten. Es begann, ohne daß an der Wasser-Oberfläche etwas sichtbar gewesen wäre, fast unmerklich mit einer leichten Behinderung der freien Bewegung der Beine. Dann aber schlangen sich die glitschigen Stengel und Blätter der Pflanzen stets enger um meine Glieder. Strampeln oder zappeln half wenig. Man verstrickte sich dadurch nur noch stärker. Nur mit großer Anstrengung und weil ich zufällig in der günstigsten Richtung schwamm, erreichte ich das Ende des Schlingpflanzenstreifens.

Was die Schlingpflanzen für den Schwimmer, ist der Dirigismus für die Freiheit. Wir müssen wachsam sein. Wir müssen rechtzeitig versuchen, die einzelnen Schlingpflanzen des materialistischen Denkens festzustellen und sie auszureißen, bevor sie sich zu einem riesigen Feld ausbreiten. Sonst geht die Freiheit unter.